

Marianne Dörr

Open Access, Open Science – eine bibliothekarische Perspektive

Die Open-Access-Bewegung in Deutschland wurde mit der Berliner Erklärung von 2003 für eine breitere Öffentlichkeit sichtbar. Neben den großen Wissenschaftsorganisationen gehörte der Deutsche Bibliotheksverband zu den Unterzeichnern. Das frühe Open-Access-Engagement von Bibliotheken basierte vor allem auf ihrem Selbstverständnis als Informationsversorger bzw. als Vermittler von Zugang zu Information, ganz im Sinne einer Demokratisierung von Wissen und Wissenschaft und einer Unterstützung von Forschung, auch an weniger gut ausgestatteten Hochschulen und in weniger entwickelten Ländern. Denn Bibliotheken verbanden mit Open Access die Hoffnung, aus der „Zeitschriftenkrise“ zu entkommen: Seit Mitte der 80er Jahre fühlten sie sich durch die Preisspirale, vor allem der großen Verlagskonzerne geknebelt. Statt einer bedarfsorientierten Ausweitung der Informationsversorgung wurden – kostenbedingt – immer wieder Zeitschriften abbestellt oder Bücher nicht gekauft. So erschien Open Access als Licht am Ende des Preistunnels.

Open Access setzt Digitalisierung und entsprechende Infrastrukturen voraus. Viele Bibliotheken etablierten Hochschulschriftenserver, auf denen auch andere Dokumente (kosten-)frei veröffentlicht werden konnten. Der Optimismus und das hohe Engagement schlugen sich allerdings nicht in einem spürbaren Anstieg wissenschaftlicher Open-Access-Veröffentlichungen nieder. Erst als der Zeitschriftenmarkt weitgehend digital geworden war, Verleger mit „goldenem“ und „hybridem“ Open Access gewinnträchtige bzw. -wahrende Geschäftsmodelle entwickelten und die größere Sichtbarkeit von Open-Access-Publikationen sich in den traditionellen Metriken (citation indices) niederschlug, kam es zu einem Schub. Parallel begannen Drittmittelgeber das Open-Access-Publizieren zu fordern und über ihre Programme auch zu fördern. Eine wichtige Rolle in der wissenschaftspolitischen Diskussion spielte ein White Paper Max Planck Digital Library, veröffentlicht 2015 mit dem sperrigen Titel „Disrupting the subscription journal’s business model for the necessary large-scale transformation to open access“. Hier wurde die Möglichkeit einer – global gesehen – kostenneutralen Umstellung des wissenschaftlichen Publikationsmarkts auf Open Access behauptet. Standortbezogene und regionale Berechnungen kamen zwar meist zu anderen Ergebnissen, trotzdem erzeugte das Paper große Aufmerksamkeit und Wirkung. Das deutsche DFG-geförderte und von der Hochschulrektorenkonferenz getragene DEAL-Projekt setzt auf dem Paper auf. Seit 2017 hat die DEAL-Gruppe, mit den drei großen Playern der wissenschaftlichen Kommunikation, den Verlagen Wiley, Springer und Elsevier, bei denen rund die Hälfte der Zeitschriftenartikel aus deutschen Einrichtungen erscheinen, über bundesweite Transformations-Verträge verhandelt. Im Rahmen des bisher in Subskriptionsmodellen insgesamt für die Verlage eingesetzten Finanzvolumens sollte die (hybride) Open-

Access-Publikation der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aller an einem Vertrag partizipierenden Einrichtungen realisiert werden. Zielperspektive der Transformation ist die komplette Überführung der Zeitschriften in ein Open-Access-Gold-Modell mit entsprechendem Finanzierungsmodell. Dass große Verlage ihre wirtschaftlichen Interessen nicht einfach einem hehren Open-Access-Ideal opfern, sondern ihr Umsatzvolumen (mindestens) halten wollen, zeigte sich rasch. Mit Elsevier kam auch nach jahrelangen Verhandlungen noch kein Vertrag zustande. In den Verträgen mit Wiley und Springer liegen die kalkulatorischen PAR (Publish and Read) Fees deutlich über der früher von der DFG bei der Förderung reiner Open-Access-Journale vorgegebenen Author Processing Fee von 2.000 Euro brutto pro Aufsatz.

Nicht zu vergessen ist auch, dass die Open-Access-Transformation Verschiebungen im Wissenschaftssystem impliziert: Forschungs- und damit publikationsstarke Einrichtungen zahlen, wenn sie auf Basis der Veröffentlichungen ihrer Wissenschaftler zur Kasse gebeten werden, deutlich mehr als früher, andere Einrichtungen profitieren. Bei Lizenzgebühren, bei denen meist die Zahl der Vollzeitäquivalente einer Hochschule den Kostentreiber bildet, spielte dieses Kriterium keine Rolle. Wie es hier weitergeht, bleibt spannend. In den nächsten Jahren müssen die Verträge mit Wiley und Springer neu verhandelt werden – eine Einigung mit Elsevier bleibt ungewiss.

Open Access ist in der praktischen Umsetzung an Universitäten und Bibliotheken somit ein durchaus komplexes und ambivalentes Phänomen. Hinzu kommen die unterschiedlichen Publikationskulturen der Wissenschaftsdisziplinen: In den auf Monographien fokussierten Geisteswissenschaften bilden sich erst in jüngerer Zeit Open-Access-Publikations- und Kostenmodelle heraus.

In den letzten Jahren hat sich die Open-Access-Bewegung zur Open-Science-Initiative geweitet, die mehr als nur Open Access umfasst. Gefordert wird z. B. auch die Publikation von (Forschungs-)Daten nach den FAIR-Prinzipien (Findable, Accessible, Interoperable and Re-usable Data). In unserem Kontext ist besonders relevant, dass Open Science nicht mehr isoliert das Publizieren im Open Access avisiert, sondern das ganze Wissenschaftssystem mit den bedingenden bzw. Open Access oft verhindernden Faktoren adressiert. Hierzu gehören vor allem Metriken und weitere für die wissenschaftliche Karriere eines Forschers relevanten Bewertungssysteme. Immer noch gelten in vielen Fächern und Gremien die Impact-Faktoren von Zeitschriften als Garant der Qualität wissenschaftlicher Publikationen. Ohne eine Veränderung dieser Rahmenbedingungen wird die Open-Access-Transformation nicht greifen – oder nur als neues Geschäftsmodell der alten kommerziellen Stakeholder weitergeführt werden.

Bilanz: Das wissenschaftliche Publizieren mit seinen Playern und Strukturen steckt in einem massiven Transformationsprozess, der in den letzten Jahren deutlich an Dynamik und Umfang zugenommen hat. Die Entwicklung von Open Access ist in diesem vielschichtigen Kontext zu sehen. Ohne eine Transformation etablierter Strukturen des Wissenschaftssystems (Stichwort Open Science) und ohne eine Förderung auch der

Verbreitung wissenschaftlicher Information durch Institutionen der öffentlichen Hand, die in Deutschland mit den Universitäten und Forschungseinrichtungen mehrheitlich die Produktion neuen Wissens finanziert, werden die Ideale, mit denen die Open-Access-Bewegung gestartet ist, noch lange nicht erreicht werden.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.08>

Anne Dippel

Mit der Zeit gehen und neu erscheinen – eine Herausgeber:innen-Perspektive

Akademische Zeitschriften herauszugeben ist eine vielgestaltige Beschäftigung, die verschiedene Formen der Fürsorge impliziert. Neben den beruflichen Verpflichtungen stellt diese Arbeit eine aufwendige ehrenamtliche Beschäftigung dar. Durch sie bekommt eine akademische Gemeinschaft einen wichtigen Raum. Denn *Zeitschriften* sind Räume des Denkens, erlauben Debatten und geben Forschungsfeldern eine Gestalt. Herausgeber:in zu sein heißt, gemeinsam mit Kolleg:innen über Texte zu diskutieren, nach Reviewer:innen Ausschau zu halten, Autor:innen zu unterstützen. Die Arbeit reicht von der Betreuung von Beiträgen und der damit verbundenen wissenschaftlichen Hebammentätigkeit bis hin zur Kuratierung verschiedener Aufsätze, die im Idealfall ein ganzes Spektrum von Perspektiven harmonisch in einem Heft ausbalancieren. Im Editorial findet sich stets die größere Perspektive.

Jede Ausgabe ist ein kleines Ereignis, von vielen gestaltet und geschaffen. Da sind die Autor:innen selbst und die Reviewer:innen, die wichtige Fürsorgearbeit leisten, oder „intellectual accompaniment“, wie erst jüngst dargelegt in den von Čarna Brković and Jennifer Curtis herausgegebenen „Emerging Conversations“ in der Zeitschrift *PoLAR: Political and Legal Anthropology Review*. Da ist die Lektor:in, die Setzer:in, die Verleger:in, der Verlag, die Bibliothek, die Geschäftsstelle, sie alle arbeiten an jeder Ausgabe mit. Eine Zeitschrift, wie das vorliegende Organ, ist mehr als nur ein fachspezifisches Periodikum. Sie repräsentiert eine Disziplin gesellschaftlich und eine gesellschaftliche Vereinigung als Ganzes. Jede Ausgabe der *Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft* vereint daher Unterschiede zu einem gleichzeitig Erschienenen – und das seit ihrem ersten Erscheinen 1860, damals unter dem Titel *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft*, aus der dann 1889 die *Zeitschrift für Volkskunde* wurde. Wer diese Zeitschrift aus dem Briefkasten zieht, konnte sie seither gleichgültig an welchem Ort lesen, durchblättern, dabei eine akademische Nähe zu einem Beitrag erkennen oder sich über die Distanz zur eigenen Perspektive und Forschung wundern. So war die Zeitschrift *Zeitgeist*, und so gestaltete sich das Zeitschriftenerlebnis der Moderne für die Leser:in. Aber diese Zeiten sind für die meisten vorüber.